

Ein böjer Tag.

Aus dem österreichischen Militärleben von F. Solzer.

Der Zugführer Redlich vom zweiten Zug der dritten Kompagnie war heute offenbar mit dem rechten Fuße zuerst aus dem Bette getreten; da pflegte er jedes Mal guter Laune zu sein. Heute ist er dazu auch noch dienstfrei!

„Wohlverstanden, Sterz; jetzt pass' er 'mal gründlich auf, er Strohsack! Daß meine Stiefel heute ordentlich gepuht werden und glänzen, verstanden? Aber sofort an die Arbeit gegangen, sonst fährt ihm ein . . . über die Ohren!“ Der Zugführer lachte über das ganze Gesicht, und das ganze Zimmer lachte geforsamt mit ihm. Redlich ist von jeder sehr liebenswürdig und hat seine Manieren; aber heute, wo er ganz besonders guter Laune ist, geht er mit seinem Puder, dem Infanteristen Sterz, besonders freundlich um.

Er ist Soldat vom Scheitel bis zur Zehe. Den Krieg schlingt er förmlich mit dem Löffel hinab und „martirt“ ihn nicht bloß, wie es die andern „Mutterköpfe“ zu thun pflegen. Der Infanterist Sterz nahm sich daher von je ein Beispiel an ihm. Um so eifriger folgte er einem „Befehl“ seines Vorgesetzten. „Befehl ist eben Befehl und Subordination ist Subordination,“ pflegte er zu sagen. So trug er denn also sofort die Stiefel des Zugführers auf den Gang hinaus, wo bereits seine Putz-Instrumente bereit standen.

„Infanterist Sterz,“ kommandierte auf ein Mal der so eben geschwind porüberziehende Feldwebel Kräupner, „stellen Sie Ihre Stiefel geschwind weg und tragen Sie sofort dieses Schreiben zum Herrn Hauptmann Meier!“ Ohne einen Laut von sich zu geben, schob der Infanterist die Stiefel sammt dem Putzzeug in den Winkel und eilte mit dem Schreiben davon. Es trug keine Aufschrift, doch er wußte die Wohnung seines Hauptmannes. „Hauptmann Meier wohnt ja nicht weit,“ dachte er sich; „einen Sprung zu ihm gemacht, das Schreiben übergeben . . . und die Stiefel werden noch immer zur rechten Zeit fertig.“ Ueberdies lautete der Befehl „sogleich“ — und so eilte er denn.

Im Kasernenhofe hätte er in der Eile bald den Lieutenant Lustig von seiner Kompagnie niedergeguckt.

„Na, Sie Trottel, haben Sie denn Ihre Augen nicht bei sich?“ Der Lieutenant zog ärgerlich an seinem Waffengurt und wies sich mit dem Finger die Stelle ab, an welcher ihn Sterz mit seiner unfauberen Mause berührt hatte. „Was fliegen Sie denn so?“ herrschte er den erschrockenen Infanteristen an, welcher mit offenem Munde vor ihm stand und kein Wort der Entschuldigung herausbringen konnte. „Ich melde geforsamt, Herr Lieutenant . . . ich soll dieses Schreiben da vom Herrn Feldwebel . . . geschwind forttragen,“ stotterte er endlich.

„Ei, was geschwind! Zeit genug dazu! Vorher tragen Sie noch dieses Schreiben zu dem Herrn Oberlieutenant Hasner hin,“ befahl der Lieutenant, indem er ihm das Schreiben in die Hand steckte. „Wissen Sie, wo er wohnt?“ Es hatte ebenfalls keine Aufschrift.

„Melde geforsamt, ja . . . Am anderen Ende der Garnison.“ „Also gehen Sie, aber nur eiligst, die Sache ist wichtig!“

Der Infanterist eilte davon wie der Wind.

„Sie, Infanterist! Wissen Sie denn nicht, daß Sie vorchriftsmäßig zu salutiren haben?“ wurde er plötzlich eine tiefe Bassstimme hinter seinem Rücken laut, und mit jornglühenden Wangen sah er sich vom Herrn Hauptmann angehalten.

Sterz nahm sofort die vorchriftsmäßige Haltung an. „Melde geforsamt, Herr Hauptmann, daß ich ein Schreiben für den Herrn Hauptmann habe!“ Er reichte es hin.

Doch in diesem Augenblick kam der Herr Major Ellenberg auf seinem Schimmel dahergeguckt.

„Servus Meier, grüß Dich!“ rief der Major schon von weitem und ließ sich ziemlich schwerfällig von seinem Schimmel herab. „Nicht wahr, ein kapitalisches Roß, dieser Schimmel, was? Der Blitz unser Obersten Pilati. Er hat mir ihn zu einem Promenadenritt angetragen? Viel Ehre, nicht wahr? Nun, alter Kamerad, möchtest Du nicht ein Glas Wein mit trinken gehen? Meine Rehe ist kannibalisch trocken wie die Sahara!“

Der Hauptmann verbeugte sich wiederholt, indem er die kameradschaftliche Einladung des Majors entgegennahm.

„Ist das Dein Roß?“ „Ach nein, ein Mann aus meiner Kompagnie.“ „Ach gut! Sie, Infanterist, füh-

ren Sie den Blitz in den Pferdestall des Herrn Obersten. Aber vorsichtig, sehr vorsichtig! Es ist ein famos, ehres Thier!“

Darauf warf er Sterz die Zügel des Pferdes zu, nahm den Hauptmann unter den Arm und beide Offiziere wanderten in das Kaffeehaus.

Jetzt stand der Infanterist da! Zwar hatte er ein Schreiben weniger in der Tasche, dafür aber einen Schimmel mehr am Hals, und wußte nicht, was nun zuerst anfangen. Er nahm die Zügel in der Hand und führte das Pferd ein Stück Weges fort.

„Ei was,“ dachte er sich, „die Zeit drängt, und reitend komm ich früher an's Ziel!“ Er suchte sich auf's Pferd zu schwingen. Ein vorübergehender Dragoner half ihm dabei, und nun trottete der Infanterist im Sattel des Weges daher.

„Alle Wetter! Mensch, was machen Sie da? Wird er gleich heruntersteigen?“ donnerte es Sterz in den Ohren und die Reiterte des Obersten pffiff tausend um seine Nase herum.

Sterz war auch schon unten am Pferd. „Infanterist Sterz von der dritten Kompagnie,“ meldete er sich und erzählte dann flüchtig dem Obersten, er wäre zu dem Schimmel kam und wie auf ihn hinauf.

Die Sache stand schlimm aber es sollte noch schlimmer kommen. Unter Aufsicht des Obersten selbst mußte er das Pferd in seinen Stall führen.

Darauf sagte der Oberst zu ihm: „Jetzt gehen Sie heim und melden Ihrem Feldwebel, daß Sie drei Tage Duntelarbeit haben!“

Der Soldat machte „Rehrt“ und schritt aus, was er konnte.

„Warten!“ rief der Oberst zurück. „Tragen Sie erst diesen Brief zu meinem Zivilschneider Wendelmaier in die Thalfstraße hin . . . So! Marsch!“

Dies Mal überbrachte der eilende Sterz ohne jedes weitere Hinderniß den Brief des Obersten und stellte darauf auch das Schreiben des Lieutenant Lustig dem Oberlieutenant zu.

Das Stiefelputzen in der Kaserne hatte inzwischen ein anderer besorgt. Der Zugführer war sehr aufgebracht.

Infanterist Sterz aber trat seine Strafe an.

Einem Tag später. Es wurde an die Thür des Obersten Ritter v. Pilati geklopft.

„Herrrein!“

Hauptmann Meier trat ein. „Ich habe geforsamt zu melden, Herr Oberst, daß ich von dem Lieutenant Lustig dieses Schreiben erhielt!“

Der Oberst öffnete das Papier und las: „Kamerad! Ich bitte Dich, mir auf einen Monat mit einem Betrage von etwa 100 Gulden, auszuhelfen zu wollen. Mit dem alten Bären und auch mit meinem lebernen Hauptmann ist's nicht mehr auszuhalten. Ich will auf einen Monat Urlaub nehmen und brauche darum Pulver. Ich weiß, daß Du dies Mal mit Geld versehen und einen Kameraden nicht im Stich lassen wirst. In vier Wochen — auf Ehre — will ich mit Dank begleichen. Grüß Dich! Dein Lieutenant Lustig.“

Der Oberst erröthete vor Zorn. Der alte Bär war er selbst! „Dieser Windbeutel! Dieser Waghals! Das soll er büßen! Und wann haben Sie dieses Schreiben bekommen? Wer hat es Ihnen zugestellt?“

„Gestern zu Mittag, Herr Oberst,“ meldete der Hauptmann. „Ein Mann meiner Kompagnie hat es mir überbracht, gerade in dem Augenblicke, als Herr Major Ellenberg auf dem Schimmel des Herrn Obersten zu mir geritten kam.“

„Heißt der Mann Sterz?“ „Ja wohl, Herr Oberst.“

„Es war also derselbe, welcher mein Pferd heimführen sollte? Ich habe ihm drei Tage Duntel-Arbeit diktirt, weil der freche Bursche meinen Blitz in der Gasse herumjagte.“

„Wie Herr Oberst befehlen.“ „Abermals wurde an die Thür geklopft.“

„Herrrein!“

Mit dem bleichen Gesicht eines schuldbehafteten Lebelhähners kommt der Oberlieutenant Hasner zum Vorschein. Er salutirt und bleibt wie eine Kezge stehen.

Der Oberst sieht ihn streng an und wartet. Doch der Oberlieutenant schneigt noch immer, und nur zeitweise schweift sein Auge an seinen neuen Hosen hinab, welche über die Knien breit sind und um seine mageren Beine schlotteln.

„Nun . . . was wollen Sie von mir?“ fragt ungeduldig der Oberst. „Und was für Hosen haben Sie heute an?“ So gegen jede Vorchrift übermäßig breit . . . ganz gegen das Reglement.“

„Der Herr Oberst haben zu befehlen geruht . . . ich möchte mich einstellen,“ stotterte der Oberlieutenant.

„Ich . . . ich befohlen? Wer hat

Ihnen denn das aufgebunden?“

„Ich melde geforsamt, hier . . . hier . . . das eigenhändige Schreiben des Herrn Obersten selbst.“

„Ja, wirklich! Es war sein eigenhändiges Schreiben. Aber es war der Brief an seinen Schneider, worin er ihm schrieb: „Nach Erhalt dieser Zeilen kommen Sie sofort zu mir! Die Hosen sind zu eng ganz gegen jede Vorschrift.“

„Wann und von wem wurde Ihnen das Schreiben übergeben?“ fragte der Oberst, und ein Lächeln zuckt ihm um den martialischen Schnurrbart.

„Ich melde geforsamt, Herr Oberst: gestern vom Infanteristen Sterz meiner Kompagnie. Gestern konnte ich nicht erscheinen, weil ich keine genügend breiten Hosen hatte, um mich vor dem Herrn Obersten sehen lassen zu können.“

„Haha!“ Der Oberst lachte jetzt aus vollem Halse.

Neuerdings wurde an die Thür geklopft.

„Zum Audud schon . . . Herrrein!“

Mit entblößtem Haupte und einem Badetuch mit Stoffmustern unter dem Arm, tritt der Schneider Wendelmaier ein, sich nach allen Seiten tief verneigend.

Der Oberst schaut ihn verwundert an. „Ah, Wendelmaier! Sie kommen doch? Weshalb nun?“

„Ich soll mich zur Besichtigung der Monturstücke hier einfinden, Euer Gnaden Herr Oberst, und habe mir zu diesem Zwecke erlaubt, gleich einige Muster mitzubringen.“

„Mensch, was fällt Ihnen ein?“ „Euer Gnaden, Herr Oberst, wollen verzeihen. Aber dieses Schreiben bezeugt, daß ich nicht lüge.“

Der Oberst las: „Sie werden hiermit aufgefordert, sich morgen 4 Uhr Nachmittags einzufinden und sich an der Besichtigung der Monturstücke des Regiments zu betheiligen.“

Alle drei Offiziere brachen in ein schallendes Gelächter aus. Der Schneidermeister sah ganz entsetzt drein.

„Und wer, bitte ich Sie, hat Ihnen dieses Schreiben gebracht?“

„Ein Infanterist, welcher gesagt hat, er komme direkt vom Herrn Obersten selbst und müsse gleich in Arrest.“

„Der Sterz!“ riefen die Offiziere einstimmig.

Jetzt war die Sache aufgeklärt: die Einladung zur Besichtigung der Montur, welche dem Hauptmann Meier galt, hatte der Schneider bekommen; das Darlehensgeld des Lieutenant Lustig statt des Oberlieutenants Hasner, dem vor ganz kurzer Zeit ein reicher Onkel gestorben war — sein Hauptmann! Der Oberlieutenant Hasner aber war über den Brief des Obersten, bestimmt für den Schneidermeister, so ganz außer sich gerathen, daß er sich sofort ganz neue und recht weite Beinkleider hatte anfertigen lassen.

Und diese heillose Verwirrung hatte der Infanterist Sterz in seinem beispieldosen Ueberseer verursacht.

„Meine Herren!“ begann der Oberst noch lachend, „mein Schneider Wendelmaier soll in Zukunft keine so vorchriftswidrigen engen Hosen machen, doch, wenn er will, kann er dieselben dem Herrn Oberlieutenant ein wenig verengen. Der Herr Hauptmann mag sich zur Besichtigung der Montur begeben, und Sie, Herr Oberlieutenant, richten Sie Ihrem Kameraden aus, daß ich sein Oberst bin und kein alter Bär, und daß sein Hauptmann kein leberner und gut mit ihm auszukommen ist, wenn man selber stramm im Dienst und auf Ordnung hält! Weiter mag der Herr Lieutenant um seinen Urlaub anfragen, denn er wird keinen erhalten. Herr Hauptmann, Ihrem Infanteristen Sterz ist die Strafe erlassen.“

„Wie Herr Oberst befehlen.“ „Adieu nun, meine Herren!“

„Für Haus und Heim.“

Ueber die Dauer des Brautstandes.

„Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet.“ (Schiller.)

Hin und wieder wird die Frage gestellt, ob eine längere oder kürzere Verlobungszeit für Brautpaare wünschenswerth sei. Da werden denn diese oder jene Argumente pro und contra in's Feld geführt unter denen natürlich das hauptsächlichste für erstere Seite die ist, daß eine längere Zeit erforderlich ist, um sich gegenseitig genau kennen zu lernen, ehe man den wichtigsten Schritt des Lebens vornimmt und sich unlöslich aneinander fettet. Die andere Seite führt als ihr Argument in's Feld die Behauptung, daß ein langdauernder Brautstand ermüdend, und geeignet

sei, Mißverständnisse hervorzurufen. Unter einer „kurzen“ Verlobungszeit versteht man die Frist von 6 bis 12 Wochen, die überzeugten Verfechterinnen der vorrichtigen Maßregel vertheilgen sich zum Verlangen einer Ausdehnung der Verlobungszeit bis zu 2 und 3 Jahren.

Die berechnete Meinung Anderer in Ehren, so dürfen wir wohl als ziemlich sicher annehmen, daß der einzelne Fall für die eine oder andere Entscheidung bestimmend sein dürfte; im Allgemeinen aber läßt sich die Hinausschleppung einer Verlobung auf Jahre hinaus kaum befürworten. Es geht eben damit, wie mit allem Anderen, die Zeit, unsere raschlebige Gegenwart, wirft ihren Schatten auch auf dieses Verhältniß.

Jedenfalls ist ein jahrelanges Hinziehen einer Vereingung kaum nöthig und rathsam, wo die Verlobung so geschlossen wurde, wie sie sollte, nämlich unter folgenden Auspizien: wo der Bräutigam jetzt oder in absehbarer Zeit so gestellt ist, daß er mit gutem Gewissen an die Gründung einer Familie denken darf. Und ehe das der Fall ist, sollte er ein Mädchen so wenig durch das bindende Verlöbniß, wie durch die Ehe an sich knüpfen, denn einem sorgfältig erzogenen Mädchen, wie einer auf ihrer Reputation stehenden Familie ist es im höchsten Grade fatal, wenn eine Verlobung rückgängig gemacht werden müßte — und daß ein Mädchen seine schönsten Jahre hindurch die Wartende spielen, den Einschränkungen, die ihre Verlobung ihr auferlegt, sich unterwerfen sollte, das sollte ein Mann von ihr, die er liebt und achtet, nicht erwarten. Treten natürlich unvorhergesehene Unglücksfälle ein, verbindet Krankheit in der einen oder andern Familie die eheliche Verbindung, so ist das etwas anderes, dann haben es die Weiden zu tragen als einen Vorgeschieden der Sorgen und Leiden, wie sie ihnen in Zukunft auf andere Weise noch manchmal geboten werden mögen. Sie haben aber auch in solchem Falle nicht unter hässlicher Beurtheilung zu leiden.

Im Uebrigen gebenten wir mit einem mitleidigen Gefühle jener tragikomischen Figuren, wie wir sie aus der älteren Literatur oder auch der Wirklichkeit im früheren Deutschland kennen: des Herrn Candidaten Hungerlein und der grünen Gouvernante Mellich, des Kanzleiraths - Kopffins und der Jungfer Näherin, die in zührender Gebuld so lange aufeinander warteten bis eigentlich keines der Weiden mehr fähig war, ein Glückgefühl oder eine Enttäuschung zu empfinden, bis das Hoffen und Harren ohne alle Aussicht zur süßen Gewohnheit geworden war.

Jenes schlagende Argument aber, daß eine Zeit von Jahren erforderlich sei, um sich ganz genau kennen zu lernen, kann auf manigfache Art angefochten werden. Erstens sollte man sich ebenso wenig verloben wie heirathen. In haste to repent at leisure,“ denn ein im Punkte der Sitte strenges Paar betrachtet sich durch die Verlobung mindestens so gebunden, wie so mancher Amerikaner durch die Ehe. Das wird in Deutschland sehr schön symbolisirt durch den Wechsel der späteren Trauringe schon bei der Verlobung. Jede vorrichtige Familie, jedes streng erzogene Mädchen wird den Wunsch haben, den jungen Mann erst ein wenig näher kennen zu lernen, ehe er als zukünftiges Glied der Familie in ihr eingeführt wird.

Ebenso umgekehrt: ein junger Mann, wie er sein sollte, wird sich nicht auf der Straße verloben, sondern wird um die Dame seines Herzens im Schooß von deren Familie werben und sich erst an sie fetten, nachdem er mit Genußthung gesehen hat, wo sie herkommt und unter welchem Einflusse sie aufgewachsen ist. Dann aber ist eine jahrelange Probezeit überflüssig. Sind die jungen Leute aufrichtig, herrscht in der Familie keine Scheinwirthschaft, so ist ein Verkehr von Monaten so zweckentsprechend, wie ein solcher von Jahren. So weit wie man sich, mit einer durch strenge Sitte und gute Erziehung gegogene Grenze zwischen sich, kennen lernen kann, so weit lernt man sich in dieser Zeit bei öfterem Verkehr kennen. Und wo Heuchelei und ein Hinter-das-Licht-führen von der einen oder der andern Seite zur Taktik gemacht wird, da ist man auch consequent genug, das durch eine längere Zeit fortzusetzen um des Vortheiles willen, der Einen von Anfang an dazu veranlaßt.

Abgegeben davon giebt es ja Charaktere, die sich durch zehnjährige Ehe hindurch noch nicht vollständig verstehen, woraus hervorgeht, daß je nachdem ein Charakter gebildet ist, eine noch so lange Probezeit eventuell nicht die Garantie in sich schließt, doch noch in der Ehe Jüge am andern Theil zu entdecken, die Einem neu und frappant sind.

Und im Grunde genommen ist das auch ganz gut, denn eine Ehe würde viel

von ihrem Reiz und auch viel von ihrem Werth einbüßen, wo nichts zu ergründen, zu studiren übrig bliebe, wo Keines sich in Eigenthümlichkeiten und Charakterzüge des Andern hinauszufinden hätte, wo ein Jedes die Seele und das Wesen des Andern so wie man das A B C vor- und rückwärts herleiert, auswendig kennt. Wo man aber allerlei auftauchenden Ecken am Andern durch Liebe und Gebuld abschleifen lernt, und namentlich, wo man seinen eigenen Charakter, sein Naturell und sein Temperament den entdeckten Eigenschaften des Andern anpassen muß, da erst entsteht mit der Zeit innere Harmonie, eine solche Ehe hat sittlichen Werth und ist das, was eine Ehe sein soll.

Wenn man aber, wie die vorrichtigen Befürworter langdauernder Verlobungen meinen, bei dem ersten Anzeichen eines uns nicht angenehmen Zugedes die Pläne in's Noth werfen will, wo ist da eine Gelegenheit zur Selberziehung und — wie viele Ehen blieben überhaupt zum Schließen übrig? Etwas Muth muß einem Brautpaare immer verbleiben, wo sich aber der Brautstand hinzieht bis zur Langweiligkeit, wo man sich über alle diskussionsfähige Thematia bis zur Ueberfättigung schon ausgesprochen hat, was soll man da mit sich anfangen — die Zärtlichkeits-Bezeugungen und die süßlichen Unterhaltungen sind für die Theilnehmigen sowohl wie für die Umgebung auf die Dauer unfähig langweilig. Ueberhaupt ist ein jahrelanger Verkehr eines jungen Mannes, dessen Anwesenheit einer Familie immerhin Nützlichkeiten und Unbequemlichkeiten auferlegt, auf die Dauer lästig.

Das hausmütterliche Argument, daß die Herrichtung der Aussteuer lange Zeit in Anspruch nehme, erwähne ich hier schon gar nicht, denn je größer und reicher dieselbe ausfallen kann, desto mehr wird man auch von den Vortheilen Gebrauch machen, wie sie der heutige Stand der Industrie bietet, die Zeiten des jahrelangen Stachelns an Tugenden von Wäschestücken jeden Centes sind vorüber. Es ist heute von höherem Werthe, wenn man blühend und frisch seine neue Lebensstellung antritt und sich seine Wäsche fertig kauft, als wenn man sich bis zum Hochzeitstage halb krüppelig und blutarm gefesselt und halb blind genäht hätte. Für die meisten Frauen bildet die Ehe nichts weniger als eine Gelegenheit zum Ausruhen. Bis man sich in seine neuen Pflichten hineingefunden und das Haus noch um manches durch unferer fleißigen Hände Arbeit bereichert hat, treten meist schon die Pflichten der zukünftigen Mutter an die junge Frau.

Findet man aber eine jahrelange Brautzeit nicht rathsam, so ist doch damit noch nicht gesagt, daß man sich über Hals und Kopf, nach kaum geschlossener Bekanntschaft verloben und heirathen soll. Von dieser Sorte hat man hier leider allzuvieler Ehen und sie enden meist in recht kurzer Zeit in Ehescheidungsgerichten. Sie sind nicht begründet auf wahrer Liebe oder auch nur Achtung, sie werden geschlossen in sinnlichem Kaufe von der einen, in Berechnung und Spekulation von der anderen Seite und das Resultat ist auch darnach. Es verlohnt sich kaum, sich mit dieser Art von Verbindungen zu befassen.

Unter normalen Verhältnissen dürfen wir also wohl eine Verlobungszeit von 3—6 Monaten als genügend für die praktische und als nicht zu lang für die sentimentale Seite der Betrachtung von Brautstand und Ehe ansehen.

Studentenstreiche.

Wer da glaubt, daß in unseren nuchternen Tagen die lustigen Studentenstreiche ausgestorben seien, der lasse sich durch folgende Geschichte, die in dem „Burschenhäftlichen Blättern“ erzählt wird, eines Besseren belehren. Das sind jetzt bald dreizehn Jahre her, da kam ein Jenefer in seinem neunten Semester zu Besuch nach der alten Muffenstadt und zwar begte er die löbliche Absicht, eine Schaar Bären anzubinden. Zu dem Zwecke hatte er eine größere Summe Geldes daheim losgegriffen. Das Schuldenbezahlen ist immerhin eine schmerzliche Thätigkeit und mit reuiger Wehmuth sieht man die blanken Goldstücke in den weitgeöffneten Händen der „Philister“ verschwinden. Was lag daher näher, als daß sich das bemoohte Haupt diesen Schmerz verfühnen und den Wehmuthsbecher mit einem Tröpfchen Humor würzen wollte! Er ging daher nicht ohne Weiteres zu den Philistern, zählte das Geld auf den Tisch und ließ sich eine gewöhnliche Quittung darüber ausstellen, sondern er schrieb diese Quittungen selbst und legte sie dann zur Kenntnismahme vor. So beschienigte der Schneidermeister G. Folgendes: „Für ein paar extrafeine Sonntagshosen, welche ich für den Herrn Kandidaten K. angefertigt habe, em-

pfing ich soeben mit vielem Danke den Preis von 24 Mark, obgleich ich dieselben hätte billiger herstellen können.“ Der Drechslermeister unterschrieb mit Vergnügen nachstehende Bescheinigung: „Ich, der Drechslermeister H., bekenne hiermit aufrichtig getruht, daß mir die Freude, den Herrn Kandidaten K. zu meinem Schuldner zu haben, durch dessen mir unbegreifliche Zahlungseifrigkeit vereitelt worden ist. Obgleich ich überzeugt bin, daß derselbe sein Geld praktischer hätte anlegen können, als in solchen Dingen, wie ich sie verlaufe, so habe ich ihm diese Quittung doch nicht übel genommen, u. dumm, wehmüthig schluchzend, über 50 Mark.“ Und so unterschrieben sie Alle, der Posthalter, Schuhmacher und andere ehrenwerthe Philister.

Den Haupttrumpf aber sollte sich die alte treue Philine (Wirthstochter) Fräulein H. leisten. Bei ihrer seligen Mutter hatte der nunmehrige Kandidat als krasser Fuchs ein Semester lang gewohnt, aus alter Anhänglichkeit aber immer noch einen Rest seiner Wirthschaft ausstehen lassen. Nun wollte das junge oder eigentlich nicht mehr ganz junge Mädchen im dritten Stock des schmalen Hauses am Markt: der alte Fuchs hatte ihr angekündigt, daß er am Vormittag heraufkommen und den Rest seiner Schuld bezahlen würde. Das gute alte Mädchen war hocherfreut und versprach, eine Kanne Bier bereit zu halten. Als der Schnapphans an der Rathshausuhr einmal vergeblich nach dem Apfel geknappt hatte, bewegte sich von dem am Markt belegenen Verbindungshause ein kleiner Zug schräg über den Platz, voran der alte Student, hinter ihm acht weißbemühte Fische. Er betrat mit ihnen das Haus, ließ sich das im ersten Stockwerk belegene Zimmer von dem Inhaber öffnen und stellte an jedes Fenster — das ganze Haus hatte immer nur drei in der Front — einen Fuchs. Im zweiten Stock wohnte ein Schuster, auch er mußte seine drei Fenster für je einen Fuchs hergeben. Dann ging es hinauf in den Stock, wo Fräulein H., bereits ängstlich über die seltsamen Vorbereitungen, den Rest der Deputation empfing. Der alte Student hielt eine feierliche Rede, die von der christlichen Nächstenliebe, von der Bedeutung des akademischen Studiums im Allgemeinen, und von dem sittlichen Werth des Schuldenbezahlers im Besonderen, krank dann nebst seinen Begleitern von dem dargebotenen Bier und trat mit ihnen an die Fenster. Mit weit schallender, den Anwohnern des Marktes wohlbekannter Stimme hielt er nunmehr an die gesammte Bürgerschaft Jena's und das sich allmählich sammelnde Volk eine zündende Rede, worin er den Anlaß zu dieser Feierlichkeit kund gab. Er pries die Tugenden der Philisterrinnen, Mutter und Tochter, er gedachte ihrer liebevollen Pflege, wobei er so gerührt wurde, daß er zum Tauchentuch greifen mußte; seinem Beispiel folgten die aus den Fenstern sehenden acht Fische, welche ihre Schnupftücher gleichfalls zum Zeichen ihrer Ergriffenheit rangen. Naheher verlas das alte Haus mit lauter Stimme folgende Quittung vor verammelter Zuhörerlichkeit: „Jena, 26 Tage vor Weihnachten, 1883. Ich, Jungfrau Karoline Frederike Anna H., geboren am 29. April 1848 in der großherzoglich-sächsischen Residenz- und Universitätsstadt Jena bei Cambsdorf, bezeuge hiermit unter häufig vergoffenen aufgerichteten, eigens dazu mitgebrachten Thränen, daß ich von dem aufrichtig liebenswürdigen, von mir aufrichtig hochvereheten Herrn K., Kandidaten der Philologie und sonstiger Dinge, soeben mider Erwarten den Rest seiner in S. S. 1889 bei meiner seligen Mutter contrahirten Schulden erhalten habe. Niemals werde ich ihm diese edle That vergesse; noch in meinen letzten Jahren, welche hoffentlich noch recht fern sind, werde ich mit wonnigem Entzücken daran denken, wie Herr K. als fideles Fuchs auf unserer Bude wohnte, Waldhorn blies, Klavier spielte, sang, aus dem Fenster die Beine heraushing und Reden an das versammelte Volk hielt. Ich schließe tiefgetruht mit dem frommen Wunsch, daß einmal ein großer Mann aus ihm werden möge, welches ihm mein Mütterchen ja jedesmal versprach, so oft er Geld bezahlt hatte.“ Mit einem donnernden Hoch auf das liebliche späte Mädchen schloß die Feierlichkeit, für deren Veranstaltung Fräulein H. tiefgerührt dankte. Freilich hatte sie entseht ausgefressen, als ihr etwas fernab liegender Geburtstag urbi et orbi verkündet ward. Auch sie lebt längst nicht mehr, sie ward jählings dahin gerafft in der Blüthe ihrer Jahre, eine Fierde der Jenefer Jungfrauen.

Wer schnappet.

„Mein theurer Alfred, wir müssen den Hochzeitstag verschließen!“

„Da muß ich aber erst meine — Gläubiger fragen!“